

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 230.

Samstag 2. Oktober.

1915.

(4. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

(Nachdruck verboten.)

Copyright 1915 by Carl Duncker, Berlin. *)

Roman von Otto Eßter.

Als Rätke durch den Saal ging, kam Horst Gaidenbrinf auf sie zu. „Den nächsten Walzer müssen Sie mir schenken, Fräulein Rätke“, sagte er in seiner lebhaften, liebenswürdigen Weise.

„Ich möchte nicht mehr tanzen — verzeihen Sie mir...“ bat Rätke. Erstaunt sah der junge Offizier sie an.

„Sie sehen blaß aus“, sagte er mitteilend. „Ihnen ist gewiß nicht gut — Sie haben zu viel getanzt — da trete ich gern zurück, obgleich ich es sehr bedaure — Sie tanzen prächtig, man hat Sie allgemein bewundert, als Sie mit Herrn von Reithardt tanzten...“

Ein zweifelndes Lächeln kräuselte Rätkes Lippen. „Bewundert ist wohl kaum das richtige Wort“, sagte sie.

„Ja doch...“

„Ich bitte, Herr von Gaidenbrinf — lassen wir das. Ich sehe dort drüben Ihre Frau Mama — ich möchte zu ihr...“

„Also ich bekomme keinen Tanz?“

„Glauben Sie mir, es ist besser so“, entgegnete sie. „Und sei'n Sie mir deshalb nicht böse.“

Sie nickte ihm freundlich zu und entfernte sich. Er sah ihr nach, unerschlossen, ob er ihr folgen sollte. Da trat Wera auf ihn zu.

„Horst“, sagte sie eifrig, „Ruth Gravenhorst ist noch nicht zur Quadrille engagiert, du mußt sie auffordern.“

Er seufzte auf. Fräulein von Gravenhorst war reichlich zehn Jahre älter als er; sie machte den Eindruck einer geknickten Lilie — doch was half es? Er mußte als Sohn des Hauses in den sauren Apfel beißen und Ruth Gravenhorst zur Quadrille führen.

„Hast du gesehen, wie der Reithöfer mit Rätke tanzt?“ flüsterte Wera ihrem Bruder zu, als sie gemeinsam durch den Saal schritten.

„Ja — freilich...“

„Ist es nicht unerhört von ihm?“

„Wie so?“ fragte er erstaunt.

„Mit keiner anderen Dame im Saale tanzt er — ausgerechnet nur mit Rätke — das gibt böses Blut — ich möchte Rätke warnen...“

„Ich würde das an deiner Stelle lassen, Wera. Rätke könnte eine solche Warnung leicht als Beleidigung auffassen.“

„Meinst du?“

„Ohne Frage. Weshalb soll der Reithöfer nicht mit ihr tanzen?“

„Du kennst doch seinen Hochmut... seinen Stolz...“

„Vor der Schönheit kapituliert jeder Stolz, Schwesterchen“, lachte Horst.

„Aber Rätke tut mir leid...“

*) Die Formel „Copyright by...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberrecht verweigert werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

„Ja, da hast du recht. Auch ich würde sie bedauern, wenn sie den Reithöfer heiratete. Aber daran ist ja nicht zu denken! Dazu ist deine Freundin selbst viel zu stolz.“

„Ich weiß doch nicht — wenn sie ihn nun gern hätte...“

„Das ist unmöglich.“

Wera zuckte die Achseln. Da setzte die Musik zur Quadrille ein, und man mußte sich trennen.

Auch Rätke wurde von mehreren Herren aufgefordert, sie wies alle ab, sie wollte nicht mehr tanzen.

„Darf ich an Ihrer Seite Platz nehmen, gnädige Frau?“ wandte sie sich bittend an Frau von Gaidenbrinf.

Als sie vorher mit Horst geplaudert, hatte sie wohl den ernststen, besorgten Blick seiner Mutter bemerkt. Wie eine heimliche Warnung lag es in diesem Blick, zugleich aber auch wie eine geheime Furcht. Und dieser Blick hatte Rätke in ihrem Beschluß, nicht mehr zu tanzen, noch mehr bestärkt.

„Sie tanzen nicht?“ fragte jetzt die Baronin.

„Ich bitte mir zu erlauben, an Ihrer Seite zu bleiben, gnädige Frau“, entgegnete Rätke.

„Sie sind ermüdet — Sie haben mit Herrn von Reithardt etwas zu viel getanzt...“

„Ach, liebe gnädige Frau — sei'n Sie mir nicht böse...“

Ihre Stimme zitterte und brach fast in den aufsteigenden Tränen. Begütigend legte Frau von Gaidenbrinf ihre Hand auf die gefalteten Hände Rätkes.

„Nicht so, liebes Kind“, sprach sie leise. „Ich weiß ja, daß es nicht Ihre Schuld war. Aber sei'n Sie ein anderes Mal vorsichtiger. Ich meine es gut mit Ihnen — Herr von Reithardt ist kein Tänzer für Sie — er hat mit keiner anderen Dame getanzt, das mußte natürlich auffallen...“

Beschämt und doch in ihrem Stolz verletzt, senkte Rätke den Kopf.

„Ich werde es mir merken, gnädige Frau“, sagte sie mit Tränen kämpfend.

„Sie dürfen die anderen Herren nicht zurückweisen“, fuhr die Baronin fort. „Das macht die Sache nur noch auffälliger. Sehen Sie, da kommt wieder ein Herr.“

Ein junger Infanterie-Offizier trat näher. „Kann ich die Ehre haben, gnädiges Fräulein...“

Rätke erhob sich. Ihre Lippen kräuselte ein heinrichliches, stolzes, verächtliches Lächeln. Sie reichte dem jungen Offizier die Hand. Mit diesem durfte sie tanzen, das war ungefährlich! — — —

4.

Den schattigen Waldweg entlang rollte langsam der hochrädige Pilschwagen. Der tiefe Sand des Weges machte ein rasches Fahren unmöglich; so sehr die zwei flotten Fuder auch in den Bügeln knirschten und die feinen Köpfe schüttelten, sie mußten sich schon der langsameren Gangart anbequemen. Rätke hielt Bügel und Peitsche, sah aufmerksam nach den nickenden Pferden.

Löffeln und lauschte mit leisem Lächeln dem Geplauder des neben ihr sitzenden Horst Haidebrink, während Wera in bequemer Stellung auf den Rückstuhle lehnte.

Es war ein warmer Sommertag. In dem Laub der Bäume und Büsche säuselte ein lauer Wind; von fernher tönte der Ruf des Ruckucks und das Klopfen des Spechtes. Ab und an der Schrei eines Säfers oder das schrille Lachen einer Elster, sonst tiefe Stille im Wald. Über den warmen Pferdeleibern tanzten die Mücken und Fliegen, so daß die Pferde oft unmutig die Köpfe schüttelten und mit den Schweifen die Flanken schlugen.

„Schade, daß die Fahrt bald zu Ende ist“, sagte Horst. „Es ist herrlich in dem Walde und noch herrlicher, daß ich so an Ihrer Seite dahinfahren darf.“

Räthe lächelte über das Kompliment des jungen Offiziers. Sie überhörte es jedoch und erwiderte nur:

„Sie werden bald noch schönere, herrliche Landschaftsbilder sehen, als unseren bescheidenen deutschen Wald. Die Wunder des Orients, des fernen Ostens werden sich Ihnen eröffnen, da werden Sie kaum noch an die deutschen Wälder zurückdenken.“

„An diese Fahrten mit Ihnen, Fräulein Räthe, werde ich mich noch oft erinnern“, sagte Horst lebhaft. „Sie waren das Schönste meiner Urlaubszeit.“

Räthe errötete leicht. Sie war es ja gewohnt, daß der junge Offizier, der kaum zwei Jahre älter als sie war, ihr seine Huldigungen zu Füßen legte. Aber sie hatte weiter kein Gewicht darauf gelegt, sie erschienen ihr harmlos und harmlos hatte sie mit ihm gescherzt und sich mit ihm geadelt. Sie waren gute Freunde und Kameraden geworden; hatten Tennis zusammen gespielt, waren auf den See hinausgerudert, hatten weite Spaziergänge mit Wera gemeinsam durch Wald und Feld gemacht und waren zusammen ausgefahren, wobei Räthe unter seiner Anleitung das Reitschieren lernte. Ein Wort, das auf ein tieferes Gefühl in ihm schließen ließ, war bisher nicht gefallen; seine Huldigungen nahm Räthe hin als die Galanterien eines jungen, lebenslustigen Offiziers im täglichen Verkehr mit einer jungen Dame. Unbewußt taten ihr diese Huldigungen wohl, denn sie empfand nicht nur herzliche Freundschaft für den frischen, lebensfrühenden jungen Offizier, sondern sie fühlte sich auch angenehm durch sie berührt, nachdem ihr neulich auf dem Feste so deutlich gezeigt war, daß sie eigentlich nicht zur Gesellschaft gerechnet wurde. Sie hatte nach jenem Feste sofort abreisen wollen, nur die Witten Weras und ihrer Mutter bewogen sie zu längerem Bleiben; aber die Einladungen anderer Familien schlug sie aus.

Herrn von Reithardt hatte sie seit jenem Feste nicht wiedergesehen. Er zeigte sich in Radowitz nicht mehr, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit. Räthe fühlte wohl, daß ihre Gegenwart der Grund seines Fernbleibens war. Es war für sie ein erniedrigendes Gefühl, um so angenehmer wurde sie durch die Freundschaft und Verehrung berührt, die ihr Horst Haidebrink in herzlicher und doch ehrerbietiger, bescheidener Weise entgegenbrachte.

Zum erstenmal zitterte jetzt in seinen Worten ein leidenschaftliches Gefühl, das sie an ihrer Harmlosigkeit aufschreckte.

„Sie dürfen so nicht sprechen, Horst“, entgegnete sie nach einer Weile. „An die Heimat sollen Sie vor allem in der Ferne denken, und wenn Sie dabei sich zuweilen auch meiner erinnern, so ist das sehr freundlich von Ihnen.“

„Ich werde mir die Heimat nie mehr ohne Sie denken können!“

Räthe zwang sich zu einem fröhlichen, harmlosen Lachen.

„Ich danke für das Kompliment“, sagte sie. Dann berührte sie die Mücken der Pferde leicht mit der Peitsche, so daß sie emporschnellen und sich schäufeln in die Stiefeln legten. Räthe zog die Zügel fester an und schmalzte mit

der Zunge; da der Weg jetzt besser geworden war, fielen die Fäden in einen flotten Trab.

Die Unterhaltung kam dadurch ins Stocken. Räthe beschäftigte sich nur mit den Pferden, die, erregt durch die Fliegen und Mücken, rascher dahintrabten und öfter vor einem plötzlich aufsteigenden Vogel scheuten; Horst saß schweigend an ihrer Seite, nachdenklich in die Ferne blickend.

„Ihr seid ja ganz stumm geworden“, rief Wera, sich aus ihrer bequemen Kurbel aufrichtend. „Ich möchte euch aber darauf aufmerksam machen, daß wir an der Grenze unseres Waldes angekommen sind. Da Reiben beginnt schon der Neuhöfer Wald.“

Räthe zog unwillkürlich die Zügel an.

„Wollen wir noch weiter fahren oder nicht lieber umkehren?“ fragte sie.

„Wie Sie wollen, Fräulein Räthe“, entgegnete Horst.

„Ich habe einen anderen Vorschlag“, sagte Wera. „Wir lagern uns hier im Walde — seht ihr, da unter der alten Eiche ist ein entzückender Platz! Da steht ja auch die alte Steinbank — und dann verzeihen wir, was uns die Ramsell eingepackt hat.“

(Fortsetzung folgt.)



Das Vaterland der Gedanken ist das Herz; an dieser Quelle muß schöpfen, wer frisch trinken will Borne.

Feldpostbrief eines Belgiers an seinen deutschen Freund.

(Übersetzt und bearbeitet von Erna Löwenwarter.)

Liebec Freund!

Die Mannschaft schläft; die Feuerwache übt halbgeschlummert ihren Dienst. Der Wind ist auf dem Meer draußen zur Ruhe gegangen. Der große Schrei der Möve zerschneidet jäh die tiefe Stille. Mondschein betropft ausgebreitete Flügel mit flüssigem Silber. Wie auf der Suche nach Verlorenem scheint die unruhvoll Platternde und ihrer armen Kehle entquillt ein rauher Angstschrei. — Die Sehnsucht streift durch die kühle Nacht und läßt mich keinen Schlaf finden. Die Stille will dem Schreibenden wohl und das Lagerfeuer schickt seinen hellen Schein hinzu.

Birken, Kiefern und Tannen sind zum Holzstoß hoch aufgeschichtet. Wie Fackelbrand lodert die Flamme himmelan; knisternde, prasselnde Funken fliegen wie Millionen Glühwürmer umher. Scharf umgrenzt, reißt das Feuer ein Stück Land überhell aus der Nacht und erfüllt jeden Stein, jedes Gras mit gespenstischem Leben. So fällt ein Strahl der Erinnerung in mein Herz und hebt Längstvergangenes klar aus dem Dunkel des Vergessens.

Ursprünglich steht das Bild des Weihnachtsbaumes vor mir auf. Mit dem Tannenduft grüßt frohe Kindheit herüber! — Kindsein in deutschen Landen! . . . Winterferien in Deutschland! Die Kaiserstadt, das alte Aachen, taucht vor mir auf mit seinen budligen Gassen; euer trautes Heim winkt mit schmücklichem Giebel! Du, Hans, begrüßt den Jugendfreund im Elternhaus. Unterm Christbaum, rund um den Gabentisch versammelt sind deine prächtigen Alten und wie die Orgelpfeifen deine Geschwister. Der belgische Knabe hat nur Augen für Anne-Diese, das blondkopfige „deutsche Gretchen“. Nach dem Festschmaus, während man süßwürzige Pralinen knuspert, geht das Märchen um. Klein und groß lauscht auf — und Odin reitet in der Sturmnacht ums Haus. Der Dichter spricht; germanisches Goldentum und Nibelungen-treue stehen auf. Anne-Diese am Flügel spielt Wagnersche Weisen; der Feuerzauber singt und sprüht. Er wirft einen flammenden Widerschein auf das erglühende Antlitz des Buben, dessen Herz zwischen Traum und Wirklichkeit gefesselt liegt. Ihn packt ein Knabenhaft Verlangen, jenen Golden es einmal gleichzutun um den Lohn der Frau Minne.

Nach manch Jahr später spukt der Traum durch das Gemüt des Jünglings. Er arbeitet, müht sich und strebt um einen

Preis —, das blonde, deutsche Mädchen! Das liegt nun all umwirklich wie in einem fernen Nebel hinter mir! —

Das Schicksal hat uns grausam betroffen. — Schwerenmütig sinnend liege ich hier am belgischen Lagerfeuer an äußerster Küste in ödem Forderland. Du stehst als stolzer Sieger im bezwungenen Brüssel mir feindlich entgegen. Seltsam, wer hätte geahnt, damals, als ich vor Jahresfrist in den Dienst der Garde Civile trat, das Kriegsspiel könne je ernst werden! Unfasslich! Ich, dem noch deutsches Blut in den Adern fließt, muß gegen Deutschland zu Felde ziehen.

Und doch, — noch nie fühlte ich, der begeisterte Kosmopolit, der sich über alle äußeren Schranken hinwegsetzende Söjünggeist, mich so sehr als Belgier, so stark zum belgischen Volk gehörig, als bei Ausbruch des Krieges — — — Und unser kleines Heer hat tapfer gekämpft! Waren das dieselben Soldaten, bei deren Anblick du so oft scherzest, wenn sie unstramm, so ganz ohne deine preussische Disziplin durch Brüssels Straßen zogen! — Wie die Löwen haben sie gekämpft, das Häuflein Bedrängter gegen die gewaltige Überzahl! Ich war ja auch mit dabei zu Rüttich. Heiß ging's her! Gott weiß allein, wie ich mit dem Leben davontkam. Umsonst wurde belgisches Blut vergossen! — — — Ach, mir brennt das Herz, wenn ich das schöne gesegnete Belgien aus allen Eingeweiden blutend und zerrissen sehe! — Hast du ohne Mitgefühl all den Jammer erleben können! Weist du noch, Hans, wie sehr dich unser herrliches Land immer wieder entzückte, wenn dich der Zug nach der belgischen Küste führte, wo wir so manchesmal die Sommerferien verlebten! Wiesen lachten, der Ardenner Wald grüßte einladend den Reisenden, Städte winkten freundlich, wo jetzt der Tod haust! Der Herzschlag des Landes stockt; die Maschine schweigt; die Industrie ist tot. Städte verödet, Kunst zuschanden geworden, Acker zerstampft und verwüstet. Wo ist das blühende Flamenland? Es war einmal . . . Und doch, Hans, insgeheim, dir darf ich's ja sagen, bewundere ich den, der dies tat. Die großartige Organisation, der allmächtige Siegerwille, der im Geringsten deines Volkes lebt und Wunderthaten vollbringt, — so etwas gibt es in keiner Nation zum andernmal.

Durch mein Wesen geht ein Riß, eine kaffende Wunde, die nie heilen wird; denn Deutschland, das blut- und wahlverwandte, hat meinem Vaterland den Todesstoß versetzt. Wenn ich's nur, so belgisch und chauvinistisch ich auch fühlte, unbewußt bin ich doch mit tausend feinen, unsichtbaren Geistes- und Herzensfäden mit Deutschland verbunden. — Wie oft ich sie zu zerreißen suche, sie wachsen neu zu unendlicher Qual. Möchte doch eine Kugel meinem zwiegespaltenen Dasein ein Ende bereiten! — —

Da ruft das Horn zum Appell! Der Tag dämmert schon übers Meer herüber. Gott weiß, was er uns bringt. Was auch kommen mag, unsere Freundschaft soll nicht zerbrechen! Leb wohl, Bruderherz! Schied Anne-Liese meine innigsten Grüße und meine ganze Liebe. Sag ihr, in der Brust des Belgiers lebe unauslöschlich das Bild eines deutschen Mädchens!

Sei selbst umarmt von deinem treuen

Armand.



Aus der Kriegszeit.

Die Kriegstechnik in der Karikatur. Der Krieg, der im Handumdrehen das Zeitungsweisen umgestaltet hat, übt auch auf die illustrierten humoristischen Zeitschriften und Witzblätter eine befruchtende, kulturhistorisch interessante Wirkung aus. Eine lehrreiche Durchsicht der besonders von der technischen Seite des Krieges beeinflussten Produktion auf karikaturistischem Gebiete findet sich in einem Artikel des nächsten Heftes der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“. „Was die neuzeitliche Kriegskarikatur von allen früheren Darstellungen unterscheidet“, schreibt der Verfasser Fritz Hansen, „das ist der Umstand, daß die moderne Kriegsführung mit der Zeit gleichen Schritt hält und sich die modernsten Erfindungen der Technik in vollständigem Maße zunutze zu machen weiß. Ungeheure Zerkleinerung und Geschwindigkeit wird heute auf die Herstellung neuer furchtbaren Kriegsmittel verwendet, und es

ist natürlich, daß auch die Karikatur dieses Gebietes neuzeitlichen Wissens sich bemächtigt hat. Das zeigt sich zunächst in der Karikatur unserer Geschütze, jener mit allen Mitteln der Ingenieurkunst geschaffenen Zerstörungsmaschinen, denen ein guter Teil der deutschen Kriegserfolge zuzuschreiben ist. So verspottet auf einem Bild der „fliegenden Blätter“ der bekannte Zeichner Köppler die Lügenmeldungen des Reutere-Bureaus und den Respekt der Engländer vor den Munitionsvorräten Deutschlands, indem er die vielfache Verwendung der Geschosse als Attrappen im Schaufenster einer Konditorei zur Darstellung bringt. Neben der Zerstörungskraft der großen Geschütze ist die enorme Tragweite der Geschosse ein besonderer Erfolg der Kriegstechnik. Auch dieses Gebietes hat sich die Karikatur bemächtigt. Auf einem Bilde der „lustigen Blätter“ wird das Geschütz aus einem Schiffsgechütz als „neueste drahtlose Verbindung von Dismurden nach Dänemark“ dargestellt. Auch der moderne Stellungskrieg im Schützengraben erweist sich als ein dankbares Gebiet für humorvolle Zeichner: „So läßt der Zeichner Köppler auf einer „Englische Fürsorge“ betitelten Karikatur, da nach einer Reuter-Meldung die englischen Schützengräben mit Aufseßeln ausgestattet werden, uns einen Einblick in so einen komfortablen Schützengraben tun. Die vielfache Verwendung der Schützengräben hat dem Zeichner Stieborsh Anlaß zu einer sehr humorvollen Darstellung in der „Muskele“ gegeben. Unter der Überschrift „Unter Marsastronomen“ läßt er einen derselben sagen: „Sie haben mit Ihrer Entdeckung auf dem Erdbplaneten Recht gehabt, Herr Kollege. Was Sie für weitverzweigte Kanäle angesehen haben, das sind bloß Schützengräben.“ Die verschiedenen im heutigen Kriege verwandten neuartigen Instrumente bieten den Karikaturisten eine Fülle geistreich darstellbarer Stoffe. Besonders das Scherenfernröhr findet sich auf zahlreichen witzigen Zeichnungen in den verschiedensten „Auffassungen“. Auch die Schneebille wird witzig verwertet. „Franz Bacil führt in einer humorvollen Zeichnung in der „Muskele“ einen Kaffeekausgast, mit Schneebille ausgerüstet, seine Zeitung lesend, vor: „Ohne die Schneebill'n könnt man heut gar la Zeitung mehr in d' Hand nehmen bei d'so vielen weißen Fleck!“ Ein ganz besonders interessantes Kapitel der Kriegstechnik in der Karikatur ist die Schilderung neuer Maschinen und Vorrichtungen, wie sie der Phantasie der Künstler entsprangen, und zwar teilweise in Anlehnung an die kriegerischen Vorgänge. Durch diese phantastischen Konstruktionen neuer Maschinen wird treffend zum Ausdruck gebracht, wie allgemein die Erkenntnis von der Bedeutung der Technik in der modernen Kriegsführung ist. So hat die Mitteilung, daß Englands neueste fahrbare Feldküchen das Zeichen des roten Kreuzes tragen, da zur Innenausstattung einer jeden Küche Kirchengeschirre und zur Besatzung ein Prediger der Heilsarmee gehören, einen Künstler veranlaßt, in seinem Witz zu zeigen, wie das perfide Albion eine Haubitz bauen lassen will, die sich mit einem einzigen Handgriff in eine Kirchenorgel umwandeln läßt. Nicht minder interessant ist eine sog. englische Nebelmaschine. Um nämlich den Zeppeleinen erfolgreichen Widerstand zu leisten, soll diese Maschine in London gebaut werden, die, wie die „Times“ schreibt, einen so dichten Nebel erzeugt, daß man von England überhaupt nichts mehr sieht. Den Triumph der Technik im Kriege aber zeigt eine Zeichnung von Schmidhammer in der „Jugend“. Der Großfürst Nikolajewitsch, der schon mehrfach seine Generale wegen ihrer Mißerfolge mit Ohrfeigen bedacht hat, wird dargestellt, wie er an der von ihm für diese Zwecke konstruierten Prügelmaschine tätig ist, die es ihm ermöglicht, seinen Generalen gegenüber die Bestrafung rationeller durchzuführen. Das Bemühen der Engländer, Mittel gegen die deutschen Unterseeboote zu erfinden, gibt eine gelungene Karikatur von Stieborsh wieder. Der Künstler schildert in seiner Zeichnung, wie es „dem schöpferischen Genie des englischen Ingenieurs Archibald Wuggle gelungen ist, eine Unterseebootfalle zu konstruieren. Der Köder ist eine neutrale Flagge, auf welche das ahnungslose Boot in der Annahme, es sei ein englisches Schiff da, mit der achsten Geschwindigkeit losstürzt. Zu spät gewahrt das arme U-Boot, daß es in eine Falle geraten ist und sich mit Mann und Maus übergeben muß. Was die Karikaturen aus dem Gebiete der Technik des Krieges vor den übrigen Kriegskarikaturen auszeichnet, ist vor allem der Umstand, daß sie immer eine technische Idee zum Gegenstand haben, wodurch verhältnismäßig wird, daß, wie es bei Kriegskarikaturen leider sehr häufig vorkommt, die Karikatur zur Plaktheit wird.“



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsliteratur.

* „Kriegsallerlei.“ Erster Band. Dohme und im Felde. Von Dr. Clemens Wagener. (M.-Glabbad, Volksvereins-Verlag, G. m. b. H.) Clemens Wagener, sammelt in diesem ersten Unterhaltungsbändchen mancherlei, was man über die ersten 6 Kriegsmonate stets gerne zur Hand hat und immer wieder liest: Thronrede, Reichstagsführung, Vieder auf die großen Erfolge, Heldentaten, Rotekreuzarbeit, Beispiele des Gemeinfinns und Opfermuts.

* Die „Viller Kriegszeitung“, die von Paul Oskar Göder und Georg Freiherr von Ompteda herausgegeben und in Frankreich gedruckt wird, ist die bekannteste und beliebteste der Veröffentlichungen, die für unsere Truppen im Felde ins Leben gerufen sind; auch in der Heimat ist die Nachfrage eine sehr rege. Die bisher erschienenen Nummern sind aber vollständig vergriffen und können nicht mehr nachgedruckt werden. Die neuen im Verlage von W. Bobach u. Co., Leipzig, erscheinende Buchausgabe der „Viller Kriegszeitung“ ist eine „Auslese aus Nummer 1–40 mit 60 Bildern“, die die Herausgeber der Viller Kriegszeitung veranlaßt haben. Diese Auslese wird allen denjenigen einen willkommenen Ersatz bieten, deren Wunsch, eine vollständige Ausgabe der bisher erschienenen Nummern zu erhalten, unerfüllt bleiben muß. Die Auslese bietet ein möglichst genaues Abbild der Zeitung. Der Verkauf erfolgt zugunsten der Viller Kriegszeitung und hilft so mit, viele Tausende unserer Soldaten mit Lebensstoff zu versorgen.

* Im Verlage von Hermann Montanus in Siegen und Leipzig erschien in der Sammlung Montanus-Bücher vor kurzem unter dem Titel „Im Vaterland und Freiheit“ ein Kriegswert von besonderer Bedeutung. Vor uns liegt nunmehr auch der zweite Band dieses Kriegswertes. Er enthält über 200 Wirklichkeitsaufnahmen aus dem großen Kriege, die uns mitten hinein in die Kämpfe im Osten und Westen führen. Wir sehen unsere großen Feldherren und Staatsmänner bei Erfüllung der Forderung des Tages. Wir lernen aus deutlicher Anschauung die fortgeschrittenen Kriegsmittel von Freund und Feind sowie die Einrichtungen zur Vinderung der Kriegsnot kennen und wir folgen unseren tapferen Truppen in Schützengraben, Unterstand und in die Schlacht hinein.

Kunst und Kunstgeschichte.

* „Tonkunst, Bühnenwesen und Tanz.“ Verdeutschung der hauptsächlichsten in der Tonkunst, der Schauspielkunst, dem Bühnenbetrieb und der Tanzkunst vorkommenden entbehrlichen Fremdwörter. (Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Berlin.) Dies Büchlein, welches seinerzeit von Prof. Dr. A. Deneke in Dresden zusammengeestellt worden ist, erscheint hiermit in zweiter umgearbeiteter und erheblich vermehrter Auflage. Der als Musikchriftsteller bekannte Herausgeber derselben, Prof. Dr. S. Seeliger in Landeshut, hat, unterstützt durch einen Ausschuss sprachkundiger Fachmänner der in Frage kommenden Gebiete, neben denkbar größter Vollständigkeit eine möglichst sinngemäße und zugleich geschmackvolle Verdeutschung der einzelnen Ausdrücke angestrebt.

* „Handbuch der Kunstwissenschaft.“ Herausgegeben von Dr. Fritz Burger, München, in Verbindung mit den Univ.-Professoren Dr. Dr. Brindmann-Karlsruhe, Curtius-Erlangen, Egger-Graz, Hartmann-Strasbourg, Herzfeld, Sildobrandt und Wulff-Berlin, Janßen-Halle, Neuwirth-Wien, Binder-Darmstadt, Singer-Dresden, Graf Balthum-Niel, Wadernagel-Leipzig, Weser-Bern, Willig und Oberbibliothekar Leubinger-München. Mit ca. 4000 Abbildungen. In Vorkaufungen. (Akademische Verlagsgesellschaft, Neubabelsberg.) Lieferung 16: Graf Balthum, Die Malerei und Plastik des Mittelalters, Heft 1.

Musik.

* Der „Allgemeine deutsche Musiker-Kalender“ für 1918 ist rechtzeitig zu Beginn der neuen Musiksaison erschienen. (Verlag von Naabe u. Blothorn, Berlin.) Die äußere Anordnung in zwei Bändchen — Notizbuch und Adressenbuch — ist, als gutbewährt, beibehalten. Gegen früher ist das Adressenbuch um einige Seiten schmaler geworden; denn aus den Musikstädten Italiens, Frankreichs, Belgiens, Englands und Rußlands mußten die Adressen und sonstigen Angaben diesmal naturgemäß fortbleiben. Um so vollständiger ist Deutschland, Österreich, Türkei und die neutrale Musikwelt behandelt, und man darf sich da auf den „kleinen Naabe und Blothorn“ als Begehrter in allen musikalischen Fragen absolut verlassen.

* Soeben erschien im Verlage von J. Schuberth u. Co., Leipzig, die einstimmige Ausgabe des erfolgreichen Preisbuchs und Repertoirelieders aller größeren Männergesangsvereine „Der Choral von Leuthen“ von Reinhold Becker, in dem am Schluß „Nun danket alle Gott“ ertönt.

Allerlei.

* „Luxus und Verantwortlichkeit.“ Von Dr. phil. Maria Marek-Jezewica. (Studenten-Bibliothek, 21. Heft.) (M.-Glabbad, Volksvereins-Verlag.) Das Heftchen bespricht nach einer knappen Auseinandersetzung mit den Lehren der Volkswirtschaft über den Luxus, die Bedeutung des Luxus für die Hygiene des Seelenlebens und die Energetik des Willens im Anschluß an die großen Sammelstätten menschlicher Lebenserfahrung: den Gang der Geschichte, die Bekenntnisse großer Menschen, den physisch-geistigen Organismus des Menschen.

* „Gesundbeten“ und andere mystische Heilverfahren von Gerichtsassessor Dr. Albert Sellwig. (Verlag Wilhelm Heims, Leipzig.) Aufknüpfend an den bekannten Fall Witsche-Duke, untersucht der Verfasser die Schädlichkeit der „Christlichen Wissenschaft“.

* „Erfindungen und Gefahren für Erfinder.“ Die Ursachen der vielen Mißerfolge auf dem Patentgebiet von Franz Kleemann. (Verlag G. Birk u. Co., München.) Leute, die sich mit irgend welchen Problemen beschäftigen und damit sich in die große Zahl der „Gelegenheitsfinder“ einreihen, gehen meist in der Irre, weil sie sich über die einzuschlagenden Wege im unklaren sind. Die meisten Erfinder kennen jedoch nicht den Unterschied zwischen Patent und Gebrauchsmuster, weshalb ihnen Enttäuschungen schlimmster Art nicht erspart bleiben. Es ist daher zu begrüßen, daß sich ein Fachmann der Mühe unterzogen hat, diesen Gegenstand in klarer und gemeinverständlicher Weise darzustellen.

Lehrbücher.

* „Die Verdeutschung der Speisefarte.“ Die in der Küche und im Gasthofwesen gebräuchlichen aber entbehrlichen Fremdwörter in das Deutsche übersetzt. Mit einem Vorwort über das Fremdwörterunwesen in der Küchen- und Gasthofsprache, Verdeutschung der Namen für das Küchenpersonal. (Verlag „Oberbayerisches Institut Werdenfels“, Partenkirchen.) Dem Büchlein ist eine große Probefarte beigegeben und erwähnt auch, daß in allen Herrschaftshäusern, großen Gasthäusern, ja sogar auf der Tafel des deutschen Kaisers nur mehr deutsche Tischkarten aufgelegt werden.

* „Der Staatsbürgerliche Jugendunterricht.“ Von Elisabeth Gnaud-Kühne. (M.-Glabbad, Volksvereins-Verlag, G. m. b. H.) Nach einer grundlegenden Einleitung über den Bildungsbegriff werden die verschiedenen Methoden des neuen Schulfaches besprochen. Es leuchtet leicht ein, daß Staatsbürgerkunde „an sich“ das Interesse der Schüler nicht lebendig erhält, und bei dem zweiten Wege, Staatsbürgerkunde im Anschluß an Geschichte, besteht die Gefahr, daß eins der beiden Fächer zu kurz kommt, und das wird tatsächlich, aus leicht ersichtlichen Gründen, die Staatsbürgerkunde sein. Der dritte Weg, Aufbau des staatsbürgerlichen Unterrichts auf Wirtschaftskunde, erweist sich schon durch die methodischen Richtlinien, von der Verfasserin meisterhaft gezeichnet, als der lebendigste, weil in der Gegenwart stehend, und darum zweifellos erfolgreichste.

Zeitschriftenchau.

* Die bekannte illustrierte Familien-Zeitung „Das Buch für Alle“ beginnt soeben in neuem, verschönertem Gewand, in handlicherem Format und mit vermehrtem Inhalt und Umfang ihren 61. Jahrgang. Zwei gehaltvolle, spannende Romane beginnen im ersten Heft: „Der Milliardenkrieg“ von G. Wenden und „Zwei Seelen“ von Friedrich Jacobsen. Neben der bloßen Unterhaltung durch gute Erzählungen bringt „Das Buch für Alle“ Beiträge aus allen Gebieten des Wissens und der Technik und schildert die mannigfachen Reizereien, insbesondere auch des tobenden Völkerriegens in Wort und Bild. Der humoristische Teil mit einer Rätsel- und Spieldecke, die Abteilungen „Was die Frau angeht“ und „Wirtschaft und Wertigkeit“ vervollständigen den Inhalt zu einem wahren „Buch für Alle“.

* Karl Bleibtreu, der bekannte Schöpfer moderner Kriegsliteratur, veröffentlicht in dem soeben erschienenen Aprilheft der Revue „Das neue Europa“ (Verlag des Schweizer Druck- und Verlagshauses in Zürich) zwei höchst aktuelle Artikel: „Italien am Scheidewege“ und „England und die Vereinigten Staaten“. Der Marineschriftsteller Max Schöb bespricht in ausführlicher und fachlich interessanter Weise die Frage: Können die Dardanellen forciert werden? Im belletristischen Teil der Nummer begegnen wir Auffätzen von Paul Albe, Felix Verrau u. a. Der englische Schiffsfahrer ist ein instruktiver Aufsatz im finanziellen Teil des „Neuen Europas“ gewidmet.

Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts



15. Jahrgang 1915.

Nr. 20.

Ein Opfer des Krieges, oder: Das Ende eines Gent.

Von Hans Natonek.

(Nachdruck verboten.)

Was tat's denn, daß er Plattfüße hatte? Er trug so schicke Schuhe — man merkte gar nichts. Und als er mit seinem Schein „dauernd untuglich“ nach Hause fuhr, pries er im stillen sein durchgetretenes Fußgewölbe, das ihn vor soviel Unbequemlichkeiten bewahrte, ohne ihm die geringste zu bereiten, da man ja doch ohnehin in seinem Auto auf dicken Gummireifen dahinglitt.

„Wir brauchen uns Gott sei Dank nichts entgehen zu lassen,“ sagte er, „— und der Krieg? Was kümmert uns der Krieg! Wir wollen uns durch die paar tristen Monate — denn länger dauert ja die Sache nicht — schon hindurchamüßieren. Zu uns kommt der Krieg nicht herein, mit keinem Hauch; wir ignorieren ihn einfach, tun, als ob es keinen Krieg gäbe. Wir werden uns doch nicht die Laune verderben lassen, meine süße Lo — nicht?“

Er war noch immerhin recht jung, besaß ein ungeheueres Vermögen und eine kleine wunderhübsche Geliebte mit großen, langbewimperten Augen, die nichts sagend und etwas gelangweilt in die Welt hineinblickten. Er war ein vollkommener Gent. Seine alabastrernen Hände kannten keinen anderen Beruf, als die Langeweile grazios von sich zu scheuchen wie lästige Fliegen. Seine Tage strömten wie Wellen von Duft und Seide und köstlichem Wein aus dem ewig vollen Kelch eines uner schöp flichen Genießertums. Er war ein Lebenskünstler von einer Vollkommenheit wie sein Teint. Ein Genießer ohne jeden mistönenden Sprung der Problematik. Am Ende seiner Freuden stand nicht die Enttäuschung, der Ekel, die Sehnsucht nach Unerfülltheit, die Sehnsucht nach Sehnsucht, sondern, nach lächelndem Atemholen, neuer Genuß. Sein grenzenloser Egoismus lag wie ein Schutzwall um sein Herz und ließ nichts herankommen.

Manchmal drang nachts in sein Zimmer das Lied marschierender Soldaten. Er wollte nichts hören und lauschte doch, bis das „Mein Mäd'el wein' nicht — sei auch nicht traurig —“ in der ferne verklang. Lächerlich. Was ging ihn das an? Er hörte noch den Klang der schweren Stiefel auf dem Asphalt, wenn die Straße längst ruhig war. Er stellte sich schlafend, wenn Soldaten vorüberzogen, bis Lo, sich an ihn schmiegend, ihn zwang, die Augen aufzuschlagen. Sie fand es so schön und rührend, daß Soldaten durch die Nacht marschieren. Als sie einmal ans Fenster gehen wollte, verbot er es ihr. Aber einmal ging sie doch hin, schlug die Stores zurück und wußte, daß ihr weißes Nachtgewand in das Dunkel hinausleuchtete und daß Soldaten emporblickten . . .

Die gelben Hupensignale der freiwilligen Automobile vom Roten Kreuz drangen in das Innere seines Autos, als er aus dem Theater fuhr. Wagen an Wagen

jagte vorüber, in den offenen Karosserien lagen, auf Tragbahnen geschnallt, bleiche Männer. Der Eiswind fuhr ihnen über das Gesicht. Lo kühlte sich fester in Pelz und Decken. Fred wandte sich ab und dachte an nichts. Aber ein Männerantlitz — es war unsäglich bleich und von einem Bart umdunkelt, und die Augen lagen ganz tief — war in der Vorbeifahrt doch in ihn gedrungen. Nachts erschien es ihm, qualvoll verzerrt, und blickte ihn an in stöhnendem Traum.

Fred las keine Zeitungen mehr. Er reiste mit Lo ins Ausland. Als er dort die Leute vom Kriege reden und die Schreie der Zeitungsjungen hörte, reiste er wieder ab. Er fand, daß es im Grunewald ruhiger sei. Strenger als zuvor dichtete er sich vom Kriege ab. Lo durfte nicht davon sprechen. Aber die Träume, die er nicht in seiner Gewalt hatte, rächten sich.

Lo ward es sehr schlimm zumute. Unter dem Druck, dem ihr kleines Herz ausgesetzt war, schwoll es ins Weite, so daß es schließlich sich selbst gar nicht mehr verstehen konnte. — Wenn es schneite, fror sie mit Tausenden, und in einsamer Dämmerung packte sie Sehnsucht nach Licht und warmen Menschen, und im Lichtglimmer des Vergnügens irrte sie wie abwesend durch regendurchpeitschte Moräste, und als die lauen Frühlingsabende waren, da litt sie, o Wunder, die süße Qual heischender, unbefriedigter Männerliebe, und Tausende waren es, denen sie im Geist ihren blühenden Leib entgegentrug.

Der Krieg zerräderte ihre arme, abgesperrte Seele. Je weniger Lo von ihm hörte, je üppiger das geruhige Wohlleben sie umgab, um so heftiger durchlitt sie alle Qualen und Schrecknisse der tosenden Zeit. Zuletzt hielt sie es in der verdünnten Luft dieses Vakuums nicht mehr aus und lief Fred davon. Tief blindlings und fand nicht eher Ruhe, als bis sie tief im Elend war und niemand mehr in ihr die süße Maitresse Lo erkannt hätte.

Fred schwankte, ob er sich eine neue Geliebte nehmen oder 100 000 Mk. für einen wohlthätigen Kriegszweck spenden sollte. Schließlich tat er keines von beiden. Er entbehrte Lo nicht. Und weshalb sich schmählich besiegt geben und 100 000 Mk. dem Moloch Krieg in den Schlund werfen? Und war übrigens Lo kein Kriegsoffer, sozusagen auf den Altar des Vaterlandes gelegt, und damit dem Schicksal Genüge getan? War Lo nicht gleichsam der Ring des Polykrates, den er in die Wogen des Krieges geschleudert hatte?! Wobei er nur vergaß, daß ihm Los Verlust kein Verlust war. Dennoch fand er bei diesem Gedanken ein paar Tage Beruhigung.

Bis die entsetzlichen Träume wiederkamen. Er verließ nicht mehr sein Haus, aus Furcht, Bilder, die er nicht sehen wollte, aufzufangen und so seinen Träumen neue Nahrung zu geben. Er verhängte die Fenster und

schloß sich ein. Betäubte sein Gehirn mit Morphinum, versenkte sich in reizende Bücher, aber die flimmernden Zeilen schlossen sich zu Gebilden des Krieges. Aus den Tapeten, aus dem Muster des Teppichs, aus dem Stuck der Zimmerdecke grinsten ihn grauenhaft verstümmelte Menschen an und furchtbare Missetaten spielten sich stumm vor seinen starren Blicken ab. Er verdunkelte das Zimmer, schloß die Augen und entfesselte damit eine Hölle, entsetzlicher als zuvor.

Als er am fünften Tag auf das Klopfen der Diener keine Antwort gab, liefen sie voll Angst zur Polizei. Man öffnete gewaltsam und fand einen entkräfteten, grauen Mann, der beim Anblick der Pickelhauben entsetzte Schreie ausstieß und die Hände abwehrend ausstreckte. Als man ihn in einen Wagen brachte, wimmerte er unaufhörlich etwas vom Krieg, der nicht zu ihm herein dürfe.

Auf der psychiatrischen Klinik sagte der berühmte Nervenarzt Dr. Löwenstein, indem er seinen Klemmer putzte und ihn sodann umständlich auf die Nase setzte: „Meine Herren, Sie sehen vor sich den interessanten Fall einer Kriegspsychose. Eine seelische Störung, verursacht durch eine ungewöhnlich tiefe, leidenschaftliche, ja pathologische Anteilnahme an den Leiden und Schrecken des Krieges. Jener natürliche Schutzwall der Egoisten und Rücksichtslosen, an dem das uns Schädliche, das Aufwühlende und Grauenhafte sich abschwächt oder gar abgleitet, scheint dieser Psyche gefehlt zu haben. Sie sehen, meine Herren, hier ist ein Mann der höchsten Kreise, der es sich hätte leisten können, den gewaltigen Erschütterungen dieser Zeit auszuweichen oder sie aus der kühlen Vogelschau des Unbeteiligten zu betrachten, ein ebenso bedauernswertes als edles Opfer des Krieges geworden.“

Deutsche Zuversicht.

Gewandert bin ich am Nordseestrand
Durch Marsch und Geest und Heiden,
Und durch das alte Westfalenland
Mit Eichenkämpfen und Wäiden.
Ich sah des Nordlands reinen Schnee
Um Klipp' und Holm sich fügen,
Und sah der Hertha heil'gen See
Im Waldesdom auf Rügen.

An Hünengräbern hielt ich Rast,
Umkreist von Odins Raben,
Und durst' im heißen Sommerlast
Am Zauberquell mich laben.
Geheimnis raunten leis' mir zu
Die schroffen Externsteine,
Von Urväter Art und Weis'
Burgtrümmer hoch am Rheine.

Ich nahm auf manche Zeichen Acht
In alten Höfen und Hallen,
Hört' hangend in der Winternacht
Noch Zaubersprüche lallen.
Und wo ich schritt in Süd und Nord
Im weiten Vaterlande,
Da spannen fein um Sein und Wort
Sich uralte feste Bande.

Und leben wir auch stolzbewußt
In aufgeklärten Zeiten:
Uns tönen noch in tiefster Brust
Der Skalden gold'ne Saiten.

Gespentisch reiten noch umher,
Trotz allem Wiß der Spötter,
Im Wald und Wolke, Fluß und Meer
Die alten deutschen Götter.

Horch! Hört ihr Heimdals Wächterhorn,
Den Weltbrand anzufagen?
Hoch loht der deutsche Kampfesjorn
Wie einst in grauen Tagen.
Es wogt herbei vom Untersberg
Und aus dem Odinalde,
Und ängstlich duckt sich das Gezwerk
Im Höhlenschluff der Halde.

Der Kaiser Rotbart reitet her
Vom Berg der gold'nen Aue.
Die Streitart blinkt, es blüht der Speer,
Und Donar schürzt die Braue;
Den Hammer schwingt er in der Hand,
Die Feinde zu zermalmen,
Die frech bedroh'n das deutsche Land
Mit seinen gold'nen Halmen.

Und donnernd hallt's, dem Feind zum Spott,
Aus alten Eichenbainen:
„Allvater lebt, der deutsche Gott!“
Treu steht er zu den Seinen,
Sein Goldspeer saßt gen Ost und West,
Seht ihr ihn zischend fliegen? —
Wir halten durch, wir halten fest,
Und siegen, siegen, siegen!

Walther Schulte vom Brühl, Neckarsteinach.

„Heute“

Novellette von Luise von Schenk.

(Nachdruck verboten.)

Am die steinernen Löwen zu Seiten des Parktores flimmerte unruhiges Mondlicht. Mächtige Eichen warfen ihre schwankenden Schattenmassen bis an den Hauptweg zum Herrenhause, Haus und Weg in freidigem Weiß aus der Dämmerung leuchtend. Durch die bewaldeten Abhänge blinkte hier und da der heftig erregte Strom. Ein Brausen und Rauschen und flüstern im Park wie Totenklage und Liebesraunen. Nur die Löwen lagen starr . . . Was hatten sie nicht schon alles kommen und gehen sehen? Und heute . . .

Es klirrte am Tor. Ein nur den Bekannten des Hauses vertrauter Griff öffnete den linken Nebenflügel. Ein langgezogener Schatten fiel auf den Weg. Dann hastige Schritte. Von der Schwelle des Hauses kam ein Mann dem Eintretenden ebenso schnell entgegen.

„Junger Herr . . . heute?“

„Wie Du siehst, weder gestern noch morgen. Lauertest wohl auf Deinen Schatz, Alter? Noch immer mit dem

neuesten Zimmermädchen verlobt? Mußt einmal ernst machen, ehe es zu spät wird.“ So vertraulich der Scherz, so gezwungen und zerstreut das kurze Lachen, dem Diener schien es nicht zu gefallen. Schweigend folgte er dem schwächlichen Jüngling, der unsicher auf das Haus zuging, den Kopf im Nacken, als suche er droben in dem weißen Wolkengestümmel vergeblich nach einem Stern. Auf der Schwelle wandte er sich um.

„Sie sind wohl beim Tee drinnen? Mein Brief ist doch angekommen, he?“ Der Diener nickte. „Geh, mir etwas Solides bestellen und sieh dich vorläufig nicht nach mir um. Ich konnte meine Ankunft nicht genau bestimmen, will mir den Augenblick für die Überraschung selbst aussuchen.“

„Zu Befehl . . . erlaube mir nur zu sagen, ich habe den jungen Herrn hier erwartet, weil . . . weil . . . Der gnädige Herr wollten den Brief für sich behalten. Die jungen Herrschaften wissen nichts davon . . . Und heute . . .“

„Genug, genug!“ Dasselbe unnatürliche Lachen, nur kürzer, leiser als zuvor. Es klang mit einem Eulenschrei zusammen. Der Diener sah den heimkehrenden Sohn ängstlich an, bevor er sich entfernte.

Allein in der halbdunklen Halle! So oft, so heiß hatte er sich hierher gesehnt! Es war derselbe weite, dunkel getäfelte Raum; durch die hohen Buzenscheiben, die das Wappen der Familie zeigten, fiel das Mondlicht buntgefärbt auf das Mosaik des Fußbodens. In den toten Flächen der Ölgemälde schliefen die Ahnenbilder. Alles wie einst! Aber wie so eng die Luft, wie erdrückend die Stille; und niemand, der ihm entgegenkam, zum ersten Male niemand, der ihn grüßte! Ach nein, das war die alte Heimat nicht . . . Aber nur keine unmenschliche Sentimentalität. Und vorwärts auf das Ziel!

Er ging dem Licht der offenen Saaltür nach. Und zögerte wieder. Die Luft fiel ihm auf die Nerven. Herbe Blumendüfte und Hollunderrauch schienen betäubend dadurch hinzuwehen. Er griff sich an die Schläfen. Vielleicht kam ihm der Schwindel wieder, der ihn schon auf seiner langen Wanderung vor Hunger und Erschöpfung angewandelt. Mit tastenden Händen glitt er weiter bis an die Tür, und dann in die Nische daneben, die in der Kindheit oft sein Versteck gewesen. Das Unbehagen mußte vorüber gehen, ehe er sich zeigte.

Von der Nische aus konnte er die Tafel auf dem Grunde des Saales übersehen. Aber, was war das nur? Es hüllte sich plötzlich alles in Nebel ein. Die Tafel fing zu schaukeln an, als sei der Sturm, der ihn auf seiner Wanderung begleitet hatte, auch hier eingedrungen mit seinen brausenden Zweigen, mit seinen sprudelnden Wellen. Gewiß, sein Kopf war nicht ganz klar, doch unterschied er mehrere Personen an der Tafel. Seine Schwester Hortense, die reife, selbstbewußte Schönheit, dann seine süße jüngste Schwester Dagemar, ihre Gatten, wettergebräunt und stark, seine einstigen Kameraden im Regiment, gerade vor der Tante Brigitte aus dem fernen Osten . . . und dort, weiter unten am Tische Ursula, die junge Verwandte des Hauses. — „Ich habe sie wiedergesehen, Ursula!“ tönte es in ihm. „Aber was wollen nur die andern alle?“ murmelte er tonlos vor sich hin. „Ich hätte lieber verzichtet heute . . . heute?“ Man sagte das doch so sonderbar.“ Die Tafel stand wieder fest. Aber er traute seinen Sinnen nicht. Es mußte doch mal Eines reden, wenn dies kein Traumbild war.

„Mich friert“, flage eine sanfte Stimme, Dagemars Stimme. Sie tat ihm wohl. Ursula kam, ihr ein Tuch um die Schultern zu legen. Als die hohe Gestalt des Mädchens sich zu ihr niederbeugte, schienen die braunen flechtenförmigen Funken zu sprühen im Scheine des Lampenlichtes. „Danke, liebe Ursula“, sagte die sanfte Stimme.

„Willst Du mir noch etwas Tee geben, liebe Ursula?“ bat die Tante Brigitte, die neues Leben aus ihrer Tasse zu schlürfen schien. Einer der Herren eilte Ursula zur Hülfe. Der Kauscher im Winkel verzog die Lippe, in aller Stille seine kritischen Bemerkungen machend. — So war es geblieben. Sie ließ sich gebrauchen, die liebe Ursula, wie das Kind im Hause, aber einen Grad darunter. Doch stand es ihr wie einer Fürstin. Er hatte sich manchmal den Kopf darüber zerbrochen, was für Gedanken unter diesem schimmernden flechtenkrönlein wohnen möchten. Er lauschte nicht mehr, seine Blicke hingen wie gebannt an ihr.

Sonderbar, da stieg wieder der Nebel von allen Seiten auf. — Was war das nur für ein Alpdruck, der ihm die Vergangenheit wie in einen Augenblick zusammendrängte, als wenn ihn der Spiegeleufel noch einmal packte? — Sechzigtausend in einer Nacht . . . ein bißchen viel, wo eben seine Schulden alle gedeckt waren, alle, bis auf den verheimlichten Rest der beiden Wechsel. Sie hatten gewiß nur durch Betrug so hoch anwachsen können, aber der Verfall nahte. Wie sollte er sich nochmals dem

Papa anvertrauen, der tieferschüttet durch den Tod der Mutter mit Ursula allein geblieben war. Er brachte es nicht über die Lippen. Nein . . . eher den Federzug um eine kurze Frist! Und dann . . . und dann ehelos hinüber in die neue Welt.

„Ehelos, euer verzögerter Einziger. Wer hätte das gedacht! Ihr habt zuviel von ihm gewollt. Und heute ist der Benno wieder da. Heute? Wo kam das her, wer sagte das so sonderbar? Ich weiß es nicht, ich glaube, der Hunger nagt an mir.“ Der Stuhl im Winkel nahm den Bewußtlosen auf.

Seltam ernste Worte fielen am Tisch. Man erörterte die Abfahrt des Nachtzuges, mit dem die jungen Ehepaare in die Garnison zurückkehren wollten, die rechtzeitige Bestellung der Wagen nach dem Bahnhof. Der befreundete Hausarzt ließ sich melden. Er bemühte sich väterlich um Dagemar, die ihn weinend begrüßte. Und nun kam man doch auf das, was man vermeiden gewollt. Es war dem armen Papa in der letzten Zeit wieder gut gegangen, woher nur dieser plötzliche Anfall?

„Man spricht von einem Brief, der ihn sehr beunruhigt haben soll“, sagte Dagemar stoßend.

„Aber Ursula weiß von nichts“, fiel Hortense ein. „Sie hat Papa nie verlassen.“

„Wie war es doch?“ fragte der Arzt den Diener, der den Herren Zigarren reichte. „Sie sprachen von einem aufregenden Brief, als Sie mich gleich nach dem Anfall holten.“

„Ich . . . ich? Ja, da muß ich mich wohl geirrt haben. Es ist von keinem besonderen Brief die Rede gewesen.“

Der Doktor war gegangen. Das Gespräch schleppte sich mühsam über gleichgültige Dinge hin. Die Tante Brigitte lachte einmal. Während die jungen Frauen sich betroffen ansahen, schienen die Männer es erlösend zu empfinden, sie sprachen in einem leichteren Tone weiter mit ihr.

„Und wenn es doch wahr wäre“, sagte Dagemar, aus tiefem Sinnen auffahrend, „wenn solche Nachrichten von Benno gekommen wären, Ursula?“

„Du quälst Ursula“, ließ sich Dagemars Gatte vernehmen. „Siehst Du nicht, wie blaß sie ist?“

„Ach ja, Du Arme bist von der treuen Pflege angegriffen. Nun mußt Du mit uns kommen, Dich zu erholen. Sage ja, Du liebe Ursula!“

„Noch muß ich bleiben, Herz! Ich habe es dem Papa versprochen.“ Dagemar stieß einen tiefen Seufzer aus. Es wurde still im Saale, als sei ein Geist beschworen.

Und im Winkel neben der Tür tauchte eine unheimliche Erscheinung auf. Der bleiche Jüngling mit dem wirren Haar und den abgenutzten staubigen Kleidern, der auf die Tafel zuwankte, glich dem Sohn des Hauses und glich ihm auch wieder nicht. Abgezehrt Wangen, hohle, fieberschlackernde Augen, eine Mischung von Verlegenheit und Mattheit um den bläulichen Mund. War es ein Trunkener, ein Gestörter, ein Geist aus anderen Sphären, der so unselig wiederkam?

„Guten Abend“, klang es mit einem spöttischen Lächeln. „Ich bitte, daß man sitzen bleibt. Ich muß essen, bevor ich jemand begrüßen kann. Ursula schauerte zusammen, als er sich neben sie setzte. „Schelle doch einmal, Ursula. Und hab' Erbarmen, gib mir Armen zunächst ein Stück Brot . . . und dann irgend eine Speise. Ich kann nicht warten, bis ein Kalb geschlachtet wird. Haha . . .“

Er lachte allein. Die am Tische saßen starr, außer Ursula, die ihm mechanisch das Brot reichte. Man brachte warme Schüsseln. Sie bediente ihn mit zitternden Händen und er verschlang gierig das Dargebotene.

„Auch ein Glas Wein, liebe Ursula! Die anderen sagen es alle. Warum nicht auch ich? Auf Dein Wohl, Du stolze Demut! Nur sieh mich nicht mit diesen reinen klaren Augen an. Das ist mehr, als ein sündiger Mensch erträgt.“ Die anderen beachteten seine Reden kaum. Sie schienen ihnen Fieberphantasien, sie verflangen ihnen vor der Wucht seiner Gegenwart. Noch immer sprach niemand, noch immer rührte sich niemand.

„Na, meine Ankunft scheint euch nicht gerade zu freuen,“ begann er wieder, nachdem er ein zweites Glas Wein auf einen Zug geleert hatte. Wenn sie einen erst da drüben gelandet haben, wird man hier wohl unter die Sterne versetzt. Nicht einmal die Tante Brigitte vermag sich zu sammeln. Sie, die so hübsche Coaste ausbringt, könnte doch ein paar Willkommensworte sprechen. Aber ich bin nicht empfindlich, so was gewöhnt man sich in der Fremde ab. Laßt mich nur erst gesättigt sein, dann übernehme ich die Unterhaltung ganz allein. Ihr werdet darüber staunen, wie man vom Kellner zum Nachtwächter avanciert, Fabrikaußseher und endlich sogar Farmer wird. Da war ich ja beinahe ein gemachter Mann und schaffte ohne Mühe und Raß. Seht, meine Hände können das besser erzählen als ich. . . . Aber es ging alles wieder zum Teufel. Die Mägen, die Überschwemmung und schlimmer das Fieber und schlimmer das tödliche Heimweh, die Sehnsucht, die unser Innerstes zerbricht. Da bleibt nur ein Gedanke. . . . zurück nach der Scholle, zurück nach der Scholle, und wenn die Hölle dahinter liegt!“

Nur die Männer hatten leise Laute des Unmuts ausgestoßen, die Frauen verharrten in angstvollem Schweigen.

„Ach, ihr stummen feinen Leute, wenn ihr wüßtet, wie dankbar ich mich unter einem angenommenen Namen im Zwischendeck des Riesendampfers etablierte, selbst vom Publikum wenig geniert. Eine bedenkliche Gesellschaft diese Rückwanderer. Bah, ich will euch die Details ersparen. Ein armes junges Weib war dabei, der Mann drüben gestorben, ein Kind erblindet, sie selbst von Elend verzehrt und ohne alle Mittel. Ich gab ihr in Bremen meine ganze Barschaft und zog es vor, hierher zu wandern. Ein Spaziergang von drei Tagen, der überdies mein Intognito sicherte. Oh, ich habe drüben längere Spaziergänge gemacht.“ Ursula wandte den Kopf, ihre Bewegung zu verbergen.

„Aber, was habt ihr denn? Seid ihr zu einem Vehmgericht versammelt, hier versteinert? Und Du Ursula, wendest Dich ab von mir. . . . Ursula!“ Er sagte sie unter das Kinn und bog ihr Gesicht, auf dem zwei große Tränen niederrollten, zu sich herüber. „Du weinst wahrhaftig wie ein Heiligenbild. . . . seltene kostbare Perlen.“ Das irre Lachen huschte zum letzten Mal über seine Züge, die sich seltsam verfinsterten.

„Du weinst?“ wiederholte er mit schwerer Betonung. Er sah sich wie mit Bettlerblicken im Kreise um, erst jetzt die rotgeweinten Augen und die Trauerkleider bemerkend. . . . Und dann oben am Tische den leeren Stuhl.

„Wo ist Papa?“ stieß er hastig hervor. Keine Antwort, aber Aller Blicke in fürchterlicher Spannung auf ihn gerichtet. Da sprang er auf und rief, mit der geballten Faust auf den Tisch schlagend:

„Macht mich nicht verrückt mit eurer Gespensterkomödie. Ich frage, wo ist Papa?“

„Nicht so laut,“ flüsterte Ursula, die mit ihm aufgesprungen war, „dies ist ein Sterbehaus.“

„Und Papa, mein Vater?“

„Heute begraben.“

„. . . Heute!“ Er tat einen langen tiefen Atemzug. „Nun weiß ich, was das sagen wollte. . . . Und wann erkrankt?“

„Vor sieben Tagen.“

„. . . Durch meine Schuld! O, gebt euch keine Mühe! Die Hiobspost hat ihn getötet. Mein Vater. . . mein Vater!“ Laut aufschluchzend rang er die Hände,

schlug sie in die Luft wie ein Rasender und stampfte mit den Füßen. Alle umstanden ihn, die Schwestern sich angstvoll an ihn klammernd. Aber er riß sich los und stürzte in das Nebenzimmer, seines Vaters feierlich geschnücktes Zimmer. Die Tür fiel hinter ihm in's Schloß, der Schlüssel drehte sich von innen. Laute Klagen und Selbstvorwürfe drangen von dort zu ihnen.

„Er wird sich ein Leid antun,“ jammerte Dagemar. Man tröstete sie, der Schmerzensausbruch werde ihn beruhigen. Doch auf den Gesichtern der Männer stand anderes zu lesen. — Mag kommen, was da will, vielleicht besser so. . . .

Die Wagen fuhren vor. Kein Aufschub war für die Herren möglich. Hortense, die es zu ihren Kindern trieb, fuhr mit ihnen ab. Nur Dagemar ließ sich nicht fortbringen und sie weinte noch spät in der Ecke der Chaiselongue, nachdem die Tante Brigitte, von Müdigkeit überwältigt, längst ihr Lager aufgesucht hatte. Endlich gelang es Ursula, sie in ihrem eigenen, naheliegenden Zimmer zu betten.

* * *

Ursula war ab- und zugegangen im Saale, mit gespannten Sinnen die Tür des Nebenzimmers beobachtend. Nun sie allein geblieben und auch draußen alles still geworden war, wick sie nicht mehr von dort. Mit vorgeneigtem Kopf und verhaltenem Atem horchte sie nach innen. Ihr war wie einer Hellschenden Zeit und Raum Entrückt. Alle Schranken schienen geschwunden. Sie sah das Zimmer offen liegen, düsteres Cypressengrün um die Pfosten, an den Wänden üppige Gewinde von weißen Geranien und Rosen, von weißen Nelken und Leokojen, die sterbend ihre stärksten Düfte aushauchten, von weißen schwerhäutigen Chrysanthemen, deren einige den Gewinden entfallen, auf dem Teppich lagen. Unter ihnen auf einem niedrigen Stuhl der Sohn des Hauses, ein Büßender, in bitterer Reue Zerknirschter, das Gesicht in beide Hände vergraben. Sie hatte ihn in seiner Herrlichkeit gekannt, und seine Erniedrigung erfüllte sie mit Jammer, mit Scham, fast wie mit Jorn. Sie wachte über ihn, wie sie es dem geliebten Vater gelobt hatte, der ihrer verwaisten Kindheit Schutz und Halt gewesen war. Der Pendelschlag der großen Wanduhr draußen, das leisere Ticken der Uhr im Saale, das Brausen ihrer Ohren, ihr eigener Herzschlag, dann und wann das Summen einer Fliege, alles klang sonderbar deutlich in einem wilden Tumult. Sie horchte, horchte unablässig darüber hin wie an der Schwelle der Ewigkeit in die Stille des Totenzimmers hinein. So verrann die Nacht.

Endlich doch ein Geräusch. Ursula erbehte, es sich selbst mit Sicherheit deutend: „Er öffnet seines Vaters Schrank, er sucht nach einer Waffe!“ Heftig streifte sie die Schuhe von den Füßen, ergriff eine brennende Kerze und eilte über den Flur. Einen Schlüssel von der Wand nehmend, öffnete sie den Eingang zu einer jenseitigen Zimmerreihe und gelangte weiter bis an die Tür, die sie suchte. Sie wußte, daß sie sich öffnen müßte und stieß leise einen Flügel mit dem Fuße an. Einer Kapelle gleich tat sich das Zimmer auf. Herbe, süße, sterbende Düfte, weiße Blumen und düstergraue Zweige, den Rücken ihr zugewandt der Sohn des Hauses auf einem niedrigen Stuhl. Er hielt einen blühenden Revolver in den Händen und versuchte wie spielend daran. Aber in demselben Augenblick richtete er ihn gegen sich. . . . ein Knall ertönte.

Der Schuß war fehl gegangen. Ursula, die sich ihm von hinten genähert, hatte ihm in den Arm gegriffen. Jetzt trat sie vor ihn hin. Lange und wortlos sahen sie sich an.

„Du?“ rang es sich endlich aus seiner Brust.

„Ich,“ erwiderte sie tonlos. Und wieder das starre Schweigen, Auge in Auge. Es lag etwas wie die Seligkeit der Retterin auf ihrem schönen Antlitz. Dann schluchzte er laut auf.

„Meinst, Du könntest den Benno wieder einrenken? Zu spät . . . Geh' Mädchen, Du darfst Dich hier nicht finden lassen.“

„Ich will nicht, bis Du alles weißt.“ Sie fesselte seine beiden Hände in den ihren. „Dein Vater hat Deinen Brief vernichtet, damit Dich kein Vorwurf trafe. Niemand sollte erfahren, was Du nur selbst verraten hast . . . Es war ihm so leid um Dich.“

„Ich bin's nicht wert . . . ich bin's nicht wert.“

„Willst Du mich hören, Benno, wenige Worte von Deinem Vater? Seine Liebe, seine Verzeihung, sein letzter Hauch: Mein Benjamin, mein armer lieber Benjamin!“ Er hob, wie in die Ferne lauschend, den Kopf.

„Wie schön das wiederklingt aus Deinem Munde. Und wie Dein Flechtenkrönlein leuchtet, ganz wie es mir oft im finstern vorgegeschwebt! . . . Es ist besser, Du gehst, Ursula!“

„Laß mich vollenden. Dein Vater läßt Dir sagen, Du sollst das Leben wieder aufnehmen und sühnen, was Du gefehlt. Dich zu Dir selbst zurückfinden, Benno!“

„Um Gotteswillen, wie kann ich das?“ rief er verzweiflungsvoll. „Wer soll mir helfen?“

„Ich,“ hauchte sie, seinem Blick mutig standhaltend.

„Du?“ fragte er in namenlosem Staunen.

„Meine Liebe soll Dir helfen, Benno! Sie war lange Dein.“

Er sank zu ihren Füßen nieder und weinte in ihrem Schoß eine Flut von Tränen und sie beugte sich über ihn, voll himmlischen Erbarmens seiner langen Weichte lauschend. Und sie glaubte an ihn. Die knisternde Kerze ging zu Ende. Die Flamme sprühte auf und ward kleiner und verglomm. Zwei tobleiche junge Menschenkinder blickten andachtsvoll in das Morgenrot, das die auf dem Boden verstreuten Chrysanthemen spielend umfloß.

Der Weltkrieg und die Bakterienkunde.

Von Professor Otto Basse.

(Nachdruck verboten.)

Schon im griechischen Altertume vermutete man, daß die ansteckenden Krankheiten durch kleine Lebewesen, durch „unsichtbare Tierchen“, hervorgerufen und übertragen würden. Der Nachweis dafür, daß sich die Sache wirklich so verhält, ist jedoch noch keine fünfzig Jahre alt. Der Krieg bringt es nun mit sich, daß die Verbreitung von Seuchen leicht erfolgen kann. „Krieg und Pest“ nannte man von altersher in einem Atem, weil sie meist zusammen die Menschheit plagten. Dabei brauchte man nicht immer an asiatische Bubonenpest zu denken. Das Wort „Pest“ bedeutete im Volksmunde verheerende Krankheit, also oft auch die Cholera.

Die Übertragung von Krankheitskeimen wird naturgemäß durch jede Anhäufung vieler Menschen auf engem Raume begünstigt. So sind schon in Friedenszeiten Kasernen und Schulzimmer oft genug Infektionsherde. Glücklicherweise verhält sich aber der gesunde Körper unter normalen Lebensbedingungen gegen viele Krankheitskeime unempfindlich. Wenn dagegen, wie das im Kriege notwendig eintreten wird, die natürliche Widerstandskraft durch Überanstrengung, Schlafmangel, allerlei Unbilden des Wetters, unregelmäßige Verpflegung u. a. mehr oder weniger gebrochen ist, dann ist der Mensch solchen Einwirkungen von Krankheitserregern zugängiger. Die Krankenpflege im Felde ist deshalb eine besonders wichtige Sorge jeder Heeresverwaltung, für die schon von langer Hand in den Friedenszeiten reichlich Sorge getragen wird. Noch wichtiger fast als diese ist aber die Sorge, vorzubeugen, der Ausbreitung von Seuchen von vornherein einen Riegel vorzuschieben. Daß man heute tatkräftig vorbeugen kann, das verdanken wir den großen Erfolgen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, das sich auf die Bakterienkunde bezieht. Hier interessiert nun ganz besonders eine Feststellung, die wir Ferdinand Cohn verdanken. Man nahm früher an, daß die Bakterien nur eine einzige veränderliche Art darstellten. Cohn bewies dagegen, daß auch die Bakterien, wie jede andere Gruppe im Pflanzen- und Tierreiche, fest umgrenzte Arten bildeten. Mit diesem Nachweise wurde er der Begründer der wissenschaftlichen Bakterienkunde. Und diese Erkenntnis ist für die angewandte Bakterienkunde in den verschiedenen Zweigen der Technik, in der Landwirtschaft und in der medizinischen Wissenschaft und Praxis von größter Bedeutung geworden. Die Maßregeln für Seuchenschutz und die Behandlung nach den Grundsätzen der Serumtherapie, die Schutzimpfungen u. a. wären von vornherein nutzlos, wenn es nicht genau bestimmte Bakterienarten gäbe, wenn etwa ein und derselbe Bazillus heute Typhus und morgen Cholera hervorrufen könnte, um darnach wieder als harmloser Fäulniserreger weiter

zu leben. Wir wissen heute, daß jede übertragbare Krankheit von einer ganz bestimmten Mikrobenart hervorgerufen wird.

In Kriegszeiten sind es nun ganz bestimmte Bakterienkrankheiten, die unsere besondere Aufmerksamkeit fordern. In erster Reihe steht da die Wundinfektion mit ihren Folgeerscheinungen. Ihrer kann der Arzt heute sicher Herr werden. Im Jahre 1867 führte der englische Chirurg Lister die sogenannte „antiseptische“ Wundbehandlung ein. Er kannte den Erreger der Krankheit noch nicht. Es war damals bereits nachgewiesen, daß die gewöhnliche Fäulnis die Wirkung von Bakterien sei. Lister schloß daraus, daß auch die Wundfäulnis das Werk von Bakterien sein müßte, daß man also, um sie zu verhindern, die Bakterien von der Wunde fernhalten müßte. Viele Jahre lang hat man nach Listers Rat die Schnittstellen durch Karbolsäure und andere Gifte desinfiziert, d. h. man hat die bereits in die Wunde gelangten Keime vernichtet. In neuester Zeit ist die „Antisepsis“ durch „Asepsis“ abgelöst worden. Der Unterschied beruht darin, daß man von vornherein steril arbeitet, sodaß in den Einschnitt überhaupt keine Keime gelangen. Das ist natürlich nur bei Operationen an unverletzten Körperteilen möglich. Die im Kriege empfangenen Wunden sind aber, wenn sie der Arzt behandeln soll, bereits infiziert. Da nützt dann nur die nachträgliche Vernichtung der Keime durch Ausspülen der Wunde. Daß jetzt die überwiegende Mehrzahl der Verwundeten schon bald wieder geheilt wird, verdanken wir den genauen Kenntnissen, die uns die Bakterienkunde vermittelt hatten.

Eine andere Bakterienkrankheit, der die Ärzte auch heute noch in der Mehrzahl machtlos gegenüberstehen, ist der Wundstarrkrampf, dessen Erreger den wissenschaftlichen Namen *Bacillus tetani* hat und in Stäbchenform im Erdboden sehr verbreitet ist. Der Bazillus gelangt mit der von den Geschossen aufgewühlten Erdbodenmasse in die Wunde, wo er dann ein sehr giftiges Toxin erzeugt. Schon $\frac{1}{4}$ Milligramm davon genügt, einen Menschen zu töten. Glücklicherweise besitzt der gesunde Mensch eine natürliche Widerstandskraft gegen die Infektion. Wenn das nicht so wäre, würden Erdarbeiter, Gärtner, spielende Kinder u. a. viel öfter einer Infektion erliegen. Nur wenn sie direkt in Wunden kommt, ist ihr Verlauf meist tödlich.

Von den sonstigen Infektionskrankheiten sind in unseren Kriegen noch besonders bedenklich die Pocken, die Cholera, der Typhus und die Ruhr. Die Pocken haben einen großen Teil ihres Schreckens durch Zwangsimpfung und ihre regelmäßige Wiederholung verloren. In Wirklichkeit gehören die Pocken mit der Pest und Cholera zu den

gefährlichsten Seuchen des Menschengeschlechtes. Da, wo die Zwangsimpfung nicht durchgeführt ist, beträgt bei einer Pockenepidemie die Sterblichkeit bis 60 % der Erkrankten. Die Zwangsimpfung hat den Ausbruch einer Seuche fast unmöglich gemacht. Der Erreger der Pocken ist erst durch die jüngsten Forschungen bekannt geworden als ein nur durch dichteste Filter filtrierbarer Ansteckungsstoff. Die Krankheit wird also nicht durch ein Bakterium erzeugt.

Im gegenwärtigen Kriege ist mit der Gefahr zu rechnen, daß die Cholera aus Rußland eingeschleppt wird. Rußland ist das einzige Land Europas, in dem Dank seines „Kulturzustandes“ die Cholera beständig herrscht. Glücklicherweise schützt uns aber der hohe Stand unserer Wissenschaft vor einem Auskommen dieser Seuche. Die vortreffliche Organisation unseres Sanitätswesens bürgt dafür, daß die Cholera uns großen Schaden nicht zufügen kann.

Der Erreger der echten asiatischen Cholera ist der von Robert Koch entdeckte „Kommabazillus“. Sein wissenschaftlicher Name ist *Vibrio cholerae* und er hat die Form eines gekrümmten Stäbchens, das sich lebhaft bewegt. Er wächst auf den gewöhnlichen Nährböden, die Pepton enthalten und alkalisch sind. Durch Züchtung in Peptonwasser gewinnt man Reinkulturen, die sich in geeigneten Lösungen durch starke Rotfärbung verraten. Die Gewinnung einer Reinzucht nimmt aber eine gewisse Zeit in Anspruch. Deshalb legt man in der gegenwärtigen Zeit mehr Wert auf die Serumdiagnose. Das Blut eines Menschen, der an Cholera erkrankt ist, nämlich reagiert in bestimmter Weise auf die erwähnten Reinkulturen, es ballt sie in kurzer Zeit zu Klümpchen zusammen, die dann auf den Boden des Versuchsgefäßes fallen. Die Serumbehandlung hat nun in kürzester Zeit auch gegen Cholera große Fortschritte gemacht. Man hat ein Heilserum gewonnen, durch dessen Anwendung die Sterblichkeit ganz bedeutend vermindert worden ist, wenn es sehr rasch angewandt wird.

Der Cholera Bazillus hat seine Heimat in der heißen Gangesniederung. Deshalb hat man geglaubt, er könne das Winterklima Mitteleuropas nicht überdauern. In dieser Ansicht wurde man bestärkt, als man beobachtete, daß Epidemien, die im Sommer ausgebrochen waren, mit beginnendem Winter aufhörten. Die Ansicht ist aber längst dadurch widerlegt worden, daß der Cholera Bazillus, wie bereits bemerkt, sich in Rußland überall dauernd angesiedelt hat. Der Ansteckungskeim ist auch aus dem Grunde so leicht übertragbar, daß z. B. die geringe Menge von Feuchtigkeit, die sich noch in getrockneter Wäsche vorfindet, genügt, die Bazillen lebend zu erhalten.

Gegenüber dem Cholera Bazillus ist der Erreger des Typhus verhältnismäßig harmlos. Die Sterblichkeit der Erkrankten beträgt auch in seltenen Fällen nur 20 %, und die Ansteckungsgefahr ist nicht so groß, als die der Cholera. Immerhin würde bei einer Epidemie ein nicht geringer Teil unserer Krieger auf mehrere Monate dienstunfähig sein. Die rasche Isolierung der Erkrankten ist das erste durchgreifende Schutzmittel. Der Erreger, *Bazillus typhi*, hat im Äußeren große Ähnlichkeit mit einem sehr verbreiteten und unschädlichen Darmbewohner, dem *Bazillus coli*. Die beiden lassen sich aber nach einem bekannten Verfahren leicht von einander unterscheiden. Zur raschen Erkennung des Typhus benutzt man aber, wie auch bei der Cholera, lieber die Methoden der Serumdiagnose. Wie bei der Cholera, so reagiert auch das Blut von Typhuskranken in ähnlicher Weise auf Reinkulturen der Typhusbazillen, indem es diese rasch zusammenballt.

Man hat die eigenartige Beobachtung gemacht, daß Personen, die an Typhus, Cholera oder Ruhr entweder erkrankt waren und wieder geheilt wurden, oder nur kaum merklich erkrankt waren, die erregenden Bazillen noch lange, oft jahrelang, im Darm beherbergen, ohne daß diese ihnen selbst schaden. Sie scheiden täglich große Massen dieser Keime aus und bilden dadurch eine ständige Gefahr für ihre Mitmenschen. Solche Personen werden Bazillenträger genannt. Sie müssen sehr sorgfältig beobachtet und isoliert werden.

Dem Typhus verwandt ist die Ruhr. Ihr Erreger, *Bazillus dysenteriae*, wurde von dem Japaner Shiga entdeckt und von Professor Kruse in Bonn genau bestimmt. Er ist ein Spaltpilz, der dem Typhuserreger sehr ähnlich ist. Man erkennt auch ihn durch die mehrfach erwähnte Serumdiagnose; das Serum gewinnt man in hinreichender Menge von Pferden. Eine andere Ruhrkrankheit, die Amöben-Ruhr oder tropische Dysenterie, ist in warmen Ländern sehr verbreitet. Unsere Krieger in China hatten im Jahre 1900 sehr viel darunter zu leiden. Im gegenwärtigen Kriege ist durch die verschiedenen schwarzen Hilstruppen unserer Feinde ihre Einschleppung nicht ausgeschlossen. Ihre Erreger sind kleine tierische Lebewesen, Amöben, die sich im Darne der Erkrankten einnisten. Ihre Kultur ist noch nicht gelungen.

Die Sorge wegen Ausbruches von Seuchen ist natürlich im gegenwärtigen Kriege nicht gering. Zumal auf dem östlichen Kriegsschauplatz besteht diese Gefahr, weil uns hier ein hygienisch rückständiger Feind gegenübersteht. Aber unser Sanitätswesen ist so ausgezeichnet organisiert, daß wir uns übertriebener Sorge nicht zu überlassen brauchen. Im Felde sind bakteriologische Feldlaboratorien, in denen unausgesetzt gearbeitet wird, um Seuchen schon im Entstehen zu erkennen und zu bekämpfen.

Aus der Geschichte der Brennerstraße.

Eine welthistorische Wanderung. Von H. Singer.

(Nachdruck verboten.)

Unter den Hunderttausenden, die zur Reisezeit Tirol besuchen, gibt es wohl nur wenige, die nicht größere oder kleinere Teile der Brennerstraße benutzen, die die bequemste Verbindung nicht nur zwischen dem Norden und Süden des Landes, sondern auch zwischen Mitteldeutschland und Italien darstellt und zugleich eine Basis für viele Routen in den Ostalpen bildet. Die Brennerstraße mit ihrer Paßhöhe von nur 1370 Meter ist fahrbar und überdies schon seit 1867 mit einer Eisenbahn versehen, die seinerzeit eine der kühnsten war und auch noch heute unsere Bewunderung erregt. Aber gerade diese Bahn ist es, die dem Brenner den eigentlichen Touristenverkehr entzogen hat. Die Reisenden benutzen den Schienenweg, um schnell in ihre Sommerfrischen oder Wandergebiete zu gelangen; der Fußwanderer ist auf der Straße heute nur verhältnismäßig zu sehen. Lebhafter

wird sie nur streckenweise begangen, so zwischen Steinach und Sterzing. Im Süden meidet man sie schon der Hitze wegen. Es ist klar, daß ein so niedriger und verkehrsgeographisch so günstig liegender Alpenpaß, zu dem die meist breiten Flußtäler von Etsch-Eisack und Sill von Süden und Norden leichte Zugänge bieten, schon zu allen Zeiten eine wichtige Rolle gespielt hat, und daran mag hier der Tourist ein wenig erinnert werden. Denn an den heutigen Straßenzug selbst gemahnt ihn nicht viel daran, ans Altertum nur hin und wieder ein römischer Meilenstein, soweit diese Wegzeichen nicht in die Museen gewandert sind.

In vorrömischer Zeit hat der Handelsverkehr zwischen Süd- und Nordeuropa die Alpen gemieden und umgangen. Aber ein vorgehichtlicher Lokalverkehr ist vorhanden gewesen, und der Brenner hat für den Vertrieb des in Hall gewonnenen Salzes gen Süden gedient. Ob auch

in etruskischer Zeit, ist vielleicht nicht so sicher. Indessen verraten die etruskischen Funde von Matrei und Sistrans, daß dieses räthselhafte Volk auch bis nördlich hin vom Brennerpaß gekommen ist. Ebenso deuten vorgeschichtliche Befestigungen bei Meran auf einen Verkehr über den Taufenpaß, der eine Variante des Brennerweges darstellt und als solche noch im Mittelalter gelegentlich zur Umgehung der schwierigen Eisackenge nördlich von Bozen benutzt worden ist. Natürlich vollzog sich dieser vorgeschichtliche Verkehr nur auf Fußpfaden und Saumwegen. Den Römern waren die Alpen mit ihrer Unwegsamkeit und dem rauhen Winterklima lange Zeit unheimlich, und sie hatten zunächst keine Neigung, dort auf Eroberungen auszugehen. Erst als keltische und germanische Scharen bis in die Poebene kamen, erschienen ihnen Gegenstöße ins Gebirge und bis ins Gebirge vorgeschobene Verteidigungsstellungen unvermeidlich. Aus der Schweiz drang ein Teil der Gimbern über die Maßer Heide und das obere Etschtal abwärts bis in die Gegend von Trient vor, und hier stellte sich ihnen 102 vor Christus der römische Konsul Quintus Lutatius Catulus entgegen. Er mußte sich aber auf den Po zurückziehen und die Gimbern folgten. Im nächsten Jahre wurde dann durch Marius' und Catulus' Sieg bei Vercelli der Gimbernschrecken endgültig beseitigt, aber zu einer Eroberung der Alpenländer durch die Römer kam es damals noch nicht.

Diese Eroberungen begannen erst zur Zeit des Augustus, nachdem Gallien römische Provinz geworden war und als die römischen Feldzeichen über den Rhein nach Germanien getragen wurden. Da galt es, die Alpenpässe zu beherrschen. Was die Ostalpen angeht, so waren Trient und Roveredo am Brennerwege bereits blühende römische Niederlassungen. Drusus eroberte um 15 v. Chr. Rätien, kämpfte an der Pons Drusi in der Gegend des späteren Bozen und warf in schweren Gefechten den am Brennerpaß selbst wohnenden Stamm der Breonen nieder, von dem der Name des Passes herkommt. Augustus ließ mehrere der westlichen Alpenpässe zu Militärstraßen ausbauen, aber der Brenner erschien ihm doch nicht wichtig genug dazu, und so blieb er noch zwei Jahrhunderte lang ein einfacher Saumpfad, trotz des nicht unansehnlichen Handelsverkehrs, der sich auf ihm entwickelte. Militärische Bedeutung gewann er erst durch die Markomannenkriege des 2. nachchristlichen Jahrhunderts, und nun wurde auch er in eine regelrechte, großenteils auch fahrbare Militärstraße verwandelt. Die Vollendung des Baues fällt in die Zeit des Kaisers Septimius Severus (193—211 n. Chr.); aus ihr rühren die meisten noch vorhandenen Reste der römischen Brennerstraße her. Der Verlauf dieser Brennerstraße ist von Verona, wo sie beginnt, bis Bozen etwa der gleiche gewesen, wie der der heutigen Straße. Nördlich von Bozen dagegen finden sich erhebliche Abweichungen. Für den römischen Straßenbau im Gebirge galt der Grundsatz, in engen Tälern die Talsohle mit Rücksicht auf die Gefährdung durch das Wasser zu meiden und höhere Lagen zu wählen. Nun schließen den Eisack kurz nördlich von Bozen bis hinter Waidbruck aufwärts die Abhänge der Mittelgebirgsplateaus enge zwischen sich ein, und so gingen die Ingenieure hier mit der Straße auf den Ritten, das bekannte Sommerfrischengebiet der Bozener, um erst wieder bei Waidbruck zum breiter gewordenen Tale herabzusteigen. Auf den Ritten, besonders bei Lengstein und Lengmoos, wo der Weg die Schlucht des Finsterbachs mit ihren interessanten Eddpyramiden umgeht, wandert man noch die alte Römerstraße entlang, die an ihrem 2½ Meter breiten, soliden und weithin erhaltenen Steinplattenpflaster gut zu erkennen ist. Sie dient heute nur dem geringen örtlichen Verkehr; als aber die moderne Kunststraße unten im Eisacktale 1891 infolge Überschwemmung ungangbar geworden war, da benutzte der Großverkehr sofort wieder den alten Weg. Die römische Brennerstraße hatte hier auch eine befestigte Station; sie lag aber auf dem anderen Eisackufer auf dem höheren Plateau von Kastelruth, unter dem Schlern.

Bis Franzensfeste an der Einmündung des Pustertales reicht südliche Vegetation und Hausbau; bis hierher reichen auch reichliche Reste römischer Besiedelung, weiter nördlich sind sie nur spärlich. Bei Sterzing kommt die zu allen Zeiten benutzte Variante der Brennerstraße hinein, der jetzt durchweg chaussierte Weg aus dem Passeier Tal über den Taufenpaß, Sterzing und Maulls sind römischen Ursprungs. Daß auf dem Brennerpasse selbst die neue und die alte Straße einander decken, erscheint ziemlich sicher, doch meint Scheffel in seiner „Verkehrsgeschichte der Alpen“, daß von Pontigl oberhalb Gossensack zeitweise ein dem Brennersattel ausweichender Übergang über das Sattelsjoch geführt haben mag, und zwar über Vinaders im Obernbergtale und über Mößlach nach Steinach. Die örtliche Überlieferung deutet darauf hin, auch wäre diese Straßenführung erklärlich, weil dadurch die als von Hochwasser bedroht erachtete Schlucht der Sill zwischen Gries und Stafflach vermieden wird. Weiter nördlich führt die alte Straße über die Höhe von Schönberg mit Ausblicken ins Stubaital bis zur Stephansbrücke, wo die im Silltale gebliebene neue Straße mit ihr wieder zusammentrifft. In Innsbruck endet dann die eigentliche Brennerstraße, doch führten römische Fortsetzungen über den jetzt von der Bahn Partenkirchen-Innsbruck überschrittenen Scharnithpaß und über den malerischen Fernpaß nordwärts in der Richtung auf Augsburg. Befestigte Stationen der Brennerstraße waren Palazzo, Trient, Neumarkt, Klausen-Säben, Sterzing und das jetzt nach Innsbruck eingemeindete Wilten, vielleicht auch die Virglwarte über Bozen und Matrei, nicht aber die Paghöhe der Straße selbst.

Aber die Rolle des Brenner in den Jahrhunderten des Anstürmens der Germanen gegen Rom wissen wir wenig, sie scheint aber nicht groß gewesen zu sein; die Germanen zogen westlichere und östlichere Wege vor. So blieb bis zum Beginn des 5. Jahrhunderts das heutige Tirol noch im Besitz der Römer, und unter Kaiser Julianus Apostata (361—363) sind an der Brennerstraße umfangreiche Verbesserungen ausgeführt worden. Im ostgotischen Rom dagegen gewann die Brennerstraße als Grenzverteidigungslinie und auch als Handelsweg wieder erhöhte Bedeutung. Trient war wieder ein richtiger Waffenplatz. Im Mittelalter, nachdem der Schwerpunkt des Deutschen Reiches mehr nach Osten gerückt war, wurde der Brenner zur Hauptverbindung zwischen diesem und Italien, für den Handelsverkehr nicht weniger, als für die Römerzüge der deutschen Kaiser. Nach Ohlmann entfallen von deren 144 Alpenübergängen nach und von Italien allein 66 auf den Brenner. Vielleicht hat ihn bereits Ludwig der Fromme 793 benutzt, sicherlich aber Ludwig der Deutsche seit 838, und seit Otto dem Großen wurde diese Straße fast ausschließlich gewählt. Zum letzten Male passierte den Brenner 1401 und 1402 der Kaiser Ruprecht. Der Zustand dieser Straße aber war während des Mittelalters recht traurig, soweit nicht noch Reste des alten Römerbaues vorhanden waren; zwar waren die Anwohner zur Instandhaltung verpflichtet, aber sie nahmen es damit nicht sehr genau. Erst gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts, als die Römerzüge der deutschen Kaiser über den Brenner längst aufgehört hatten, wurde für die Erhaltung der Straße wieder etwas Durchgreifendes getan, nämlich durch den Herzog Sigismund von Tirol, denselben Fürsten, auf den auch die bekannten Burgruinen Sigmundsburg am Fernpaß und Sigmundskron bei Bozen zurückgehen. Er war es auch bereits, der das Wegestück über den Ritten in die Talsohle des Eisack zu verlegen wagte und hier die Straße 15 km weit durch den Fels sprengte, nämlich den nach einem Bozener Bürger benannten Kuntersweg herstellte.

Die Römerzüge waren begreiflicherweise oft eine schwere Last für die Anwohner der Straße; denn die Soldaten bezahlten nicht immer, was sie brauchten, und Plünderungen und Gewalttätigkeiten kamen auch vor. So hatte infolge böser Erfahrungen Verona sich das Privileg zu verschaffen gewußt, daß die deutschen Heere

die Stadt nicht betreten durften, vielmehr die Etzsch draußen auf einer Schiffbrücke überschreiten mußten. Im übrigen fanden die Bewohner an den Bischöfen von Brixen und Trient einen Rückhalt, und auf ihre Veranlassung sah sich Friedrich Barbarossa auf seinem Römerzuge von 1154 genötigt, im Heere eine Sammlung für die Geschädigten zu veranstalten. Auf dem Rückwege, 1155, sperrten dann dem Kaiser die Veroneser die Straße an der Veroneser Klause, und er geriet in eine böse Lage, bis ihn Otto von Wittelsbach daraus befreite.

Den Belästigungen durch die Heere standen aber bei dem wachsenden Handelsverkehr auch manche Vorteile gegenüber. Der Handel von Venedig nach Deutschland ging über den Brenner, und es kam viel Geld ins Land. Gleichzeitig entwickelte sich auch das Gasthauswesen. Aus Berichten des 13. Jahrhunderts erfahren wir, daß man damals in den Gasthäusern außer Verpflegung und Nachtlager auch Arzneien bekommen konnte. Aber den Zustand um die Wende des Mittelalters und der Neuzeit berichtet v. Rodlow in seinem Werk „Die Brennerstraße“: „Die meisten Gasthäuser scheinen ganz komfortabel eingerichtet gewesen zu sein. Als besonders geräumiges

und großes Gebäude wird der Gasthof „Zur Krone“ in Sterzing gerühmt (noch heute vorhanden). Die Gastwirte der größeren Gasthäuser an der Brennerstraße waren fast durchweg wohlhabende Leute, die ein gewisses Savoir-vivre besaßen und sich im Verkehr mit den Fremden geschmeidig und gewandt zeigten. Sie sprachen in der Regel geläufig deutsch und italienisch. Auch die Frauen verstanden Gasthöfe gut zu dirigieren und zeigten sich dabei den Männern in jeder Hinsicht ebenbürtig. Neben den großen Gasthöfen gab es freilich in kleineren Orten auch elende Gasthäuser, die Räuberhöhlen ähnelten.“ Hierzu sei bemerkt, daß noch im Jahre 1825 Joseph Kyselak, der auch Tirol durchwanderte, die Mitführung eines Gewehres für erforderlich hielt, und nicht ohne Grund.

Die Brennerstraße ist auch in der Neuzeit wichtig geblieben. Eine militärische Rolle hat sie noch 1809 im Tiroler Aufstande, 1859 und 1866 gespielt. Im Jahre 1772 ist sie in allen ihren Teilen gut fahrbar gemacht worden. Bekannt ist, daß sie, wenn auch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, 1786 Goethe auf seiner italienischen Reise benutzt hat; daran erinnert u. a. eine Gedenktafel am Gasthause zur Post auf der Pashöhe.

Wann kommt es?

Von Leopold Schiener.

(Nachdruck verboten.)

Sie meinte: eines Tages müßte es kommen; der Briefträger würde es ihr ins Haus bringen; eines Morgens würde es vor ihr liegen auf dem Frühstückstisch, mitten unter gleichgültigen Briefen und Reklamen. Die meisten warten ja auf irgend etwas, und was und wie sie es erwarten, das ist nicht selten ein wenig kindlich.

„Das Leben ist ein Wartesaal“, hatte Fritz Möller gesagt, „man wartet und wartet auf Geld, auf Erfolg, auf Gesundheit, auf Liebe, auf — auf was wartet man nicht! Und wer Geduld hat und Zeit genug, der erlebt es am Ende und hört, wie der Zug heranbraust, der alle die guten Dinge bringt, und ehe man sich's versieht, ist er auch schon vorüber mit der ganzen schönen Ladung. Und still, ganz still verläßt man das Lokal und begibt sich in die sogenannte bessere Welt, wo der Zug des Lebens nicht vorüberjauchst und wo die Erfüllung, Genesung, Erlösung franzo und zollfrei ins Haus geliefert wird.“

Er war recht deprimiert, dieser Fritz Möller, damals auf der Gesellschaft bei Fellsings. Sie versuchte ihm Mut einzusprechen: Geld sei nicht alles, und man könne auch so ganz glücklich werden. Aber was sie unter dem „so“ verstand, das sagte sie nicht, und er fragte auch nicht danach: so sehr litt er unter der amerikanischen Krise und der Vermögenseinbuße, die er im Lande der unbegrenzten Verlustmöglichkeiten erfahren hatte.

Seitdem waren Wochen vergangen, und Morgen fürs Morgen, wenn sie ins Wohnzimmer trat, dachte sie: ob er wohl heute gekommen ist? Aber was da kam, das waren zumeist weiter nichts als Reklamen. Der Vater öffnete sie Stück für Stück, diese Anpreisungen von Weinen und Zigarren, von Wurst- und Räucherwaren, von Büchern und Musikautomaten.

„Was die Leute sich für Mühe geben“, sagte er dann und erstaunte immer von neuem: „Das kostet doch Himmel und Geld!“ Ach, sie wußte jedesmal schon im voraus, was er sagen würde. Wenn man jahraus, jahrein mit einem alten Mann zusammenlebt, dann ist einem jedes Wort seines Sprachschatzes geläufig. „Es ist nur gut, daß ich kein Geschäft mehr habe“ — mußte jetzt kommen. Und richtig: es kam. Und weiter: „Ich würde mich kaput ärgern, wenn ich so viel Geld für Reklame ausgeben müßte.“

War das nun ihre Bestimmung? War sie wirklich nur dazu bestimmt, ihr Leben an der Seite eines Alten

zu vertrauern, der ihr andauernd die teuren Fleischpreise vortarf, und daß die Hühner, als er noch jung war, nicht den fünften Teil gekostet haben?

Und wieder waren Wochen vergangen. In den Straßen roch es nach Farbe, und das junge Grün des Tiergartens war von Autos verstäubert und verstaubt: der Berliner Frühling war ausgebrochen. Ihr war so eigen. Sie hatte so eine Ahnung, als ob es heute gekommen sein müsse. Mehr als eine Ahnung. Wie sie die Tür aufmachte, da wußte sie ganz genau: es mußte daliegen unter der Post. Was da lag, war ein halbes Dutzend Briefe: weiße, graue, rote Kuverts. Eine staubfreie Müllabfuhr, eine Innendekoration, ein Bügelabonnement, eine Telephonverbesserung und ein Teppichklopfapparat. Und dann — ja, dann kam es. Diese Kuvert und diese Handschrift: sie kannte sie. Und wenn die Welt voll Reklamen wäre, sie hätte sie herausgekannt. Wenn nur der Vater kommen wollte. Er rasierte sich einen Tag um den andern, und dann kam er immer eine halbe Stunde später.

Es war schon ein paar Monate her, da hatte man einen Brief mit der gleichen Schrift ins Haus gebracht. Und was darin lag, das war beinahe schon das Glück gewesen, das große Glück. Eigentlich war es nur ein Theaterbillet gewesen. Aber einen schöneren Abend hatte sie noch nie erlebt. Da war nur noch eine Steigerung möglich.

Endlich — endlich tat sich die Tür auf, und der Alte erschien. Knarrenden Schrittes trat er an den Tisch. Mit zitternder Hand — langsam, bedächtig — öffnete er die Post. Zuerst kam der staubfreie Müller.

„Was die Leute sich für Mühe geben“, sagte er. „Früher hat man solche Briefe offen versandt, da haben sie nur drei Pfennig gekostet. Jetzt kosten sie natürlich fünf.“ Und dann kam die Innendekoration. Und dann — ja, dann bekam sie Herzklopfen und Augensflimmern. Und dann hörte sie nur noch, wie er sagte: „Fritz Möller hat sich verlobt.“

„So?“ sagte sie, und weiter sagte sie nichts. „Eine gute Partie, diese Frida Fellsing“, sprach er weiter. Und dann kam das Bügelabonnement und die Telephonverbesserung und der Teppichklopfapparat.

„Das kostet Himmel und Geld“, sprach der Alte. „Es ist nur gut, daß ich kein Geschäft mehr habe. Ich würde mich kaput ärgern, wenn ich so viel Geld für Reklame ausgeben müßte.“ —